

Predigt 2. Fastensonntag C 2025 Hoher Dom 8.00

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich habe eine neue Lieblingsbeschäftigung: Ich räume auf und werfe weg. Ich öffne Schränke, gehe an Bücherregalen entlang, sehe mich in den Räumen meiner Wohnung um und denke: Was von all dem hier brauchst du eigentlich? Wann hast du es zuletzt in der Hand gehabt? Wann zuletzt angezogen? Wozu war es dir in letzter Zeit nützlich?

Das hat nichts mit der Fastenzeit zu tun, entspringt keinem Armutsgelübde oder einer neuen Bescheidenheit. Es hat mit dem Tod zu tun. Im November des vergangenen Jahres verstarb ein Mitbruder, ein Freund, ein Weggefährte seit dem allerersten Tag im Konvikt im Sommer 1978.

Monate dauerte das Sterben, ich war nahe dabei. Und dann war es endlich geschafft – und ein großes Problem tauchte auf: Wohin mit den ganzen Sachen? Wer will das haben, was sich in einem Leben angesammelt hat? Alleine die Sachen, die eben nur Priester hinterlassen – vom Brevier bis zum Messgewand – fanden nur mit Mühe ein neues Zuhause. Das Meiste ging einfach in den Müll.

Ich will es denen nicht so schwer machen, die sich einmal um meine Hinterlassenschaft kümmern müssen. Und ich will es einfach „aufgeräumter“ um mich herum.

Hat das vielleicht auch zu tun mit dem, was Paulus bei den Christenmenschen in Philippi deutlich kritisiert: Ihr Gott ist der Bauch – Irdisches haben sie im Sinn!

Ja – wir essen zu viel, die Menschen sind zu dick, schon die Kinder krankhaft übergewichtig. Aber man stopft ja nicht nur Essen in sich hinein. Hier sind es Bücher, da ist es Kleidung, dort die Netflix-Serien, Spiele – was auch immer. Das alles ist sehr irdisch, sehr vergänglich, oft wenig nahrhaft.

Dabei sind wir Christen alles andere als irdisch. Denn unsere Heimat ist im Himmel. Das Kontrastprogramm. Heimat ist doch da, wo man mich kennt, wo ich mich auskenne, wo ich eine Bedeutung habe. Heimat ist da, wo ich vertraut bin mit allem, was mich umgibt. Heimat ist da, wo ich mich geborgen und angenommen weiß. Ja – auch. Alles richtig. Aber was ist gemeint?

Schon vor etwa 1800 Jahren stellt jemand einem Unbekannten, den man dann einfach Diognet nannte, diese Frage nach dem Leben der Christen, nach ihrer Sicht der Welt und des Himmels. Er antwortet:

Die Christen unterscheiden sich von anderen Menschen weder dadurch, dass sie in einem bestimmten Land leben, noch durch ihre Sprache oder ihre Sitten.

Sie wohnen weder in eigenen Städten, noch sprechen sie eine besondere Mundart. Auch mit Kleidung, Ernährung und den Dingen des täglichen Bedarfs halten sie sich an das, was in ihrer Gegend üblich ist.

Und doch haben sie eine verwunderliche Haltung zum Leben, die vielen widersprüchlich vorkommt:

Sie wohnen in ihrer jeweiligen Heimat, aber wie Ausländer; sie nehmen an allem teil wie Bürger ihrer Stadt und bleiben doch Fremde; jedes fremde Land ist ihnen Heimat, und jede Heimat ist ihnen fremd. ...

Sie leben in der Welt, passen sich aber der Welt nicht an.  
Sie leben auf der Erde, sind aber Bürger des Himmels.

Sie tun allen Gutes und werden doch verfolgt. Sie werden getötet und kommen zu neuem Leben. Sie sind arm und machen viele reich. An allem leiden sie Mangel und haben doch mehr als genug.

Man greift sie an, und sie segnen.

In einem Wort: Was die Seele für den Leib ist, das sind die Christen für die Welt. Wie die Seele den ganzen Körper belebt, so leben die Christen in allen Städten der Welt.

Man verfolgt sie, und sie werden von Tag zu Tag mehr. Gott hat sie auf einen so wichtigen Posten gestellt, dass es ihnen nicht erlaubt ist, sich einfach abzumelden.

Wir sind zwar aus Erde gemacht, aber nicht für die Erde bestimmt.

Wir sind zwar hier ohne bleibende Heimat, aber wir verlieren uns nicht im Nirgendwo. Dahin gehen wir, wo man uns kennt, wo wir von Bedeutung sind – nicht für ein paar Jahrzehnte, nicht wegen dieses Verdienstes oder jenes Vermögens, sondern für die Ewigkeit.

Das Fasten in der Fastenzeit kann nur den Sinn haben, dem „Bauch“ zu zeigen, dass er nicht unser Gott ist. Und dabei zu spüren, wie mächtig der Bauch ist, unser Bedürfnis danach, etwas zu haben und dadurch jemand zu sein. Etwas anzusammeln um uns herum und uns dadurch in Sicherheit zu wiegen und uns Bedeutung zu geben.

So armselig ist unser Leib – er meint, nur glücklich zu sein mit dieser Schokolade, diesem Glas Bier, dieser Zigarette, dieser Fernsehsendung ... Das sollte uns herausfordern, nicht kampflos die Waffen zu strecken.

Wie hieß es: Wir wurden auf einen wichtigen Posten gestellt und es ist uns nicht erlaubt, uns einfach abzumelden.

Die Welt scheint den Glauben an Gott, scheint das Evangelium und die Menschen, die es überzeugt und überzeugend leben, nicht mehr zu brauchen. Gott ist in Vergessenheit geraten, der Himmel ist leer. Ich gestehe: oft erscheint mir das, was ich „Heimat“ nenne und was ich liebe, sehr fremd. Ich komme mir vor wie „zwischen den Welten“.

Macht die Welt uns mehr und mehr zu wirklichen Christen? Zu denen, die auf der Erde leben, aber Bürger des Himmels sind? Mag sein, dass das so ist.

Joachim Göbel, Dompropst, Paderborn

Vorerst räume ich weiter auf und trenne mich. Noch habe ich so viel, dass es kein bisschen weh tut. Aber üben muss man doch und irgendwo klein anfangen.